

Der Tod im Wald

Einmal im Jahr brechen Hunderte von Tagelöhnern auf, um in den Mangrovensümpfen der Sundarbans nach Honig zu suchen. Es ist für die Männer die einzige Möglichkeit, ihre Familien zu ernähren. Doch sie wissen: In dem unheimlichen Dschungel sind sie nie allein unterwegs. Und nicht jeder von ihnen wird zurückkehren

Von Florian Hanig, GEO, 01.02.2010

Am Morgen des 1. April 2009 drückt Mohammed Anwar Gazi seine fünf Jahre alte Tochter an sich. Er murmelt "Allahu akbar", Gott ist groß. Dann kniet er vor seiner Mutter nieder und berührt ihre Füße.

Die alte Frau, deren Haut so viele Falten wirft wie ihr verschlissener Sari, nimmt seinen Kopf in ihre Hände und segnet ihn. Dann wendet sie sich ab und weint.

Von seiner Frau Jobeda Khatum hat Anwar sich schon in der Holzhütte verabschiedet.

Der Anstand gebietet es im muslimischen Bangladesch, dass Männer und Frauen sich in der Öffentlichkeit nicht berühren.

Aber so einfach gehen lassen kann Jobeda ihren Mann nicht, sie eilt ihm zur Straße nach, drückt ihm die Tochter noch einmal an die Brust. So verharren die drei ohne ein Wort.

Dann geht Anwar los, ein sichelförmiges Messer, einen Wasserkanister in der rechten Hand, einen alten Reissack mit Hemd, Handtuch, Rasierklingen, Lendentuch in der linken.

Am Ufer des Flusses Arpangasia, der das Dorf Burigoalini von den Sundarbans trennt, vom größten zusammenhängenden Mangrovenwald der Erde, hat sich eine Menschentraube versammelt.

Am Tag zuvor haben Anwar und die anderen acht Männer ihr Boot in den Schlamm gerammt, haben im Morgengrauen unter den Planken alles verladen, was sie für zwei Wochen im Wald benötigen: 80 Kilo Reis, zwei Liter Öl, vier Kilo Linsen; 3000 Betelblätter für die fünf von ihnen, die paan kauen und deshalb wie Anwar nur noch rote Zahnstümpfe im Mund haben; 2000 bidis, indische Kräuterzigaretten, für die drei Raucher. Nur Mohammed Golam Mustafa, ihr Anführer, raucht weder noch kaut er, seine Zähne funkeln blendend weiß im tiefschwarzen Gesicht.

Aufrecht steht er im Heck des Bootes, hat einen Arm um seinen Sohn gelegt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Es ist das erste Mal seit drei Jahren, dass Anwar kein eigenes Boot befehligt, sondern bei Mustafa mitfährt, seinem Nachbarn. Anwars Mannschaft ist dieses Jahr zu Hause geblieben, wie schon im Jahr zuvor.

Das Dorf Burigoalini ist, vom Dach des Zyklonenschutzbunkers betrachtet, ein Idyll, ein Flickenteppich aus türkisfarbenen Garnelenteichen, Reisfeldern, Palmenhainen und mit Reisstroh gedeckten Häusern. Kinder machen sich einen Spaß daraus, auf den Deichen rückwärts zu laufen, immer schneller, bis eines ins Wasser plumpst; Männer fahren ihre Frauen - rote, gelbe, grüne Sarifarbkleckse - auf den Gepäckträgern ihrer Fahrräder spazieren.

Aber Burigoalini ist auch ein Dorf in Angst: In den ersten drei Monaten des Jahres 2009 haben Tiger zehn Menschen aus dem Ort getötet, im Jahr zuvor mehr als ein Dutzend, darunter einen 18-Jährigen, der nur schnell ein paar grüne Zweige auf der anderen Seite des Flusses schlagen wollte.

Wer an diesem Ufer aus dem Boot steigt, betritt Tigergebiet.

500 bis 700 der Raubtiere, so schätzen Forscher, streifen durch den sumpfigen Wald, der sich in der Bucht von Bengalen von Bangladesch bis nach Indien erstreckt. Es ist die größte Population von Panthera tigris.

Im Reich der Raubkatzen werden Anwar, Mustafa und die anderen Honigsammler die nächsten Wochen verbringen.

Werden nicht wie die Holzfäller oder Fischer in der Nähe eines Camps arbeiten, sondern zu Fuß ein riesiges Areal durchstreifen.

Von allen Möglichkeiten, in den Mangrovensümpfen der Sundarbans ein Auskommen zu finden, ist ihre Arbeit die gefährlichste.

Wer es sich leisten kann, sagt Anwar, geht nicht in den Wald. Er aber muss.

Denn er besitzt kein Ackerland, im Dorf findet er keine Arbeit. Die Verwandten, mit denen er und seine Frau in einem Weiler zusammenleben, drängen ihn auszuziehen.

Anwars Schwiegervater, der die Holzhütte errichtet hatte, hat das Ehepaar im Testament nicht berücksichtigt. Drei von Anwars Kindern gehen noch zur Schule. Nur der älteste Sohn, 21 Jahre alt, unterstützt die Familie mit seinem Einkommen als Fischer.

Anwar greift ein Büffelhorn vom Bootsboden, holt tief Luft. Der Wind trägt den tiefen, röhrenden Ton weit über den Fluss. Das Signal zum Aufbruch.

Die Männer heben ihre Kinder über Bord. Dann schieben sie das Boot ins Wasser. Sie haben ihre Lendentücher hochgeschlagen, versinken bis weit über die Knie im Schlamm. Die letzten paar Meter gleitet das Boot seitwärts ins Wasser, eine Fontäne schießt in die Höhe, die Männer schwingen sich an Deck, dann legen sie sich in die Riemen, kämpfen an gegen den Strom.

Die Zuschauermenge verteilt sich.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Lediglich Anwars Frau bleibt, bis das Boot nur noch als kleiner Punkt zu sehen ist. Dann dreht sie sich um und verhüllt ihr Gesicht mit dem Sarizipfel.

Um kurz vor elf am Vormittag erreichen die Honigsammler das Forstamt von Burigoalini, eine Ansammlung von Wellblechhütten. In einer Mole zwischen den Gebäuden ragen die Gerippe von Booten aus dem Morast, die konfisziert wurden, weil ihre Besitzer ohne Passierschein im Wald unterwegs waren. Eine Erlaubnis benötigen auch die Honigsammler, außerdem müssen sie eine Versicherung abschließen für den Todesfall.

Doch der Leiter der Forststation ist mit seinem Schnellboot unterwegs, ein Noteinsatz, und so erhalten die Honigsammler nicht den Schein des Beamten, aber den Segen Allahs. Ein Mann mit wallendem Bart und im weißen Kaftan wuchtet sich die Stufen zur Veranda des Forstamts empor. Er lässt sich auf einer Bank nieder, die Männer bilden einen Kreis um ihn. Der Mullah beginnt zu beten. Mustafa hebt die Hände, dreht die Handflächen nach oben, murmelt die Koransuren mit.

Dann singen sie. Fünf, vielleicht sechs Dutzend Stimmen, kräftig und klar, dringen nach draußen: die Ouvertüre einer Dschungeloper, die sich nach und nach verwebt mit dem Tuckern eines Dieselmotors, dem Plätschern der Wellen, dem Zirpen der Vögel im Ufergestrüpp.

Zweimal fiept das Handy des Geistlichen die Melodie von "Mission Impossible", routiniert drückt er den Anruf in der Kaftantasche weg.

Ein kleiner Holzkutter legt an, an seinem Bug flattert ein Wimpel mit dem Emblem einer Tigerpfote. Adam Barlow begrüßt die Honigsammler auf Bengalisch, er legt seine rechte Hand aufs Herz als Zeichen des Respekts.

Fünf Jahre lang hat der junge Brite in den Sundarbans für seine Doktorarbeit über Tiger geforscht. Und er hat, zusammen mit der Forstbehörde, das "Sundarbans Tiger Project" gegründet, um für das Überleben der Tiere zu kämpfen. Denn der Bengalische Tiger steht auf der Roten Liste, er ist vom Aussterben bedroht.

Auf der Veranda verteilt Barlow Flugblätter, auf denen die wichtigsten Sicherheitsregeln gedruckt sind: Nur in Gruppen durch den Wald ziehen! Niemals gebückt gehen! Beim Anblick eines Tigers nicht wegrennen, sondern ihn mit einem Stock auf Distanz halten! Auf die schrillen Warnrufe der Axishirsche hören! Barlows Kollege macht den Ruf der scheuen Tiere nach: kui-kuikui.

Die Honigsammler halten die Flugblätter in der Hand, studieren sie höflich, gelegentlich auch falsch herum, weil sie nicht lesen können. "Wenn der Tiger dich ausgespäht hat", meint ein alter Mann und wiegt den Kopf, "kann dich nichts mehr retten." Die Sonne geht schon unter, als Mustafa endlich zum Boot zurückkehrt. Im Laufschrift. Er wedelt mit einem Stück Papier. Der Passierschein.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Eine gute Stunde Ebbe haben sie jetzt noch, das abfließende Wasser wird ihr Boot in den Wald ziehen. Die Männer legen sich in die Riemen. Mustafa steht am Steuer, mit nacktem Oberkörper.

Der Wind fährt ihm durch das Haar:

Euphorie des Aufbruchs.

Bald zieht nur noch ein endloses grünes Band an den Ruderern vorüber:

Sundaribäume, nach denen die Sundarbans benannt worden sind. 6000 Quadratkilometer misst der Wald im Südwesten von Bangladesch. Er hat sich bislang aller landwirtschaftlichen Nutzbarmachung verschlossen.

Denn in den Sundarbans wird das Leben nicht nur von den Flüssen gespeist, sondern auch vom Meer, das seine Fluten zweimal am Tag bis zu 100 Kilometer landeinwärts spült. Tidenland, das mit jedem Atemzug des Meeres Inseln, Sandbänke, Sümpfe freigibt und sie ein paar Stunden später wieder verschluckt. Mangrovenland, in dem nur Pflanzen gedeihen, die sich dem Tischwankenden Salzgehalt im Brackwasser angepasst haben.

Kein Gebäude ist hier zu sehen, kein Licht, kein Mast. Die Sonne verglüht in den Baumkronen, und mit jedem Ruderschlag scheint es, als gleite das Boot tiefer zurück in eine Zeit, in der es noch keine Motoren, Handys oder Feuerzeuge gab.

Bis plötzlich nach einer Biegung Lichter über dem Wasser tanzen: Die "MV Aboshar", ein Passagierdampfer mit zwei Decks, ankert in der Mitte des Stroms.

Ein anderes Honigsammlerboot hat schon am Heck festgemacht, ebenso der grüne Kutter des Tiger-Projekts. Mustafa wirft ein Seil hinüber. Wie eine schwimmende Wagenburg vertäuen die Männer die Kähne miteinander.

Ein paar Stunden zuvor haben Piraten ein Forstboot gekapert und zwei Wildhüter entführt. Bislang, erzählt Mustafa, haben Piraten es noch nicht gewagt, einen Touristendampfer anzugreifen.

Sie überfallen kleine Boote, kidnappen zwei, drei Fischer oder Honigsammler und versuchen, Lösegeld von deren Familien zu erpressen.

Anwar facht die Glut in dem Tonofen an, den sie mit einem Klumpen Schlamm auf den Bootsboden geklebt haben. Er klemmt die Klinge des Sichelmessers aufrecht zwischen seine Zehen und schneidet Gemüse klein.

Die anderen haben ihn zum dingiwallah gewählt, zu demjenigen, der kocht und das Boot sauber hält. Es ist so eng, nur 5,80 Meter lang und gerade mal 1,80 Meter breit, dass die Männer sich beim Verbeugen gen Mekka abwechseln müssen.

Fünf Meter über ihnen spannt Adam Barlow sein Moskitonetz auf dem Dach der "MV Aboshar" auf. Seine Dissertation über die Tiger hat er vor Kurzem an der Universität von Missouri eingereicht.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Er wird trotzdem in Bangladesch bleiben, der Tiger wegen.

Im vergangenen Jahr ist Barlow sogar mit Dorfbewohnern in das Dschungeldickicht vorgedrungen, um das Opfer eines Tigers zu bergen, sie sind den Spuren frischen Bluts gefolgt, Barlow mit einer Dose Bärenspray im Anschlag, bis sie den Leichnam gefunden haben.

Danach sei es eine Herausforderung gewesen, sagt Barlow trocken, die Menschen davon zu überzeugen, einen Tiger nicht zu Hunderten in eine Ecke zu treiben und ihn mit Stöcken totzuknüppeln, wie in einem Nachbardorf von Burigoalini geschehen.

Das Zusammenleben von Mensch und Tier ist wohl kaum irgendwo so tödlich wie in den Sundarbans. Britische Reisende, die im 18. Jahrhundert die Mangrovenwälder erkundeten, berichteten von Dörfern voller Waisen. Auf der indischen Seite des Sumpfbereiches, mehrheitlich hinduistisch, zogen die Frauen die weißen Saris der Witwen an, wenn ihre Männer in den Wald ruderten - um ihre Rückkehr gleichsam als Auferstehung zu feiern.

In Burigoalini hat jeder Verwandte oder Nachbarn, die von Tigern gerissen wurden: Monu Mullah zum Beispiel, der vor ein paar Jahren eine Attacke überlebte, obwohl sich die Zähne des Tigers in seine Schädeldecke gebohrt hatten, und der dann 2008 weniger Glück hatte. Und am Bootsanleger des Dorfs streckt eine junge Frau einheimischen Touristen ein Foto ihres Manns entgegen.

Eng in weißes Tuch gewickelt, liegt er am Boden, am Hals ist die Bissspur zu sehen. Vier Kinder hat er hinterlassen.

In Reservaten in Indien oder Nepal, erzählt Barlow, gingen Tiger den Menschen aus dem Weg. Töteten nur, wenn Menschen, die Beeren pflücken oder Holz sammeln, sie im Schlaf überraschten, oder wenn sie glaubten, ihre Jungen verteidigen zu müssen.

In den Sundarbans aber hat Barlow Berichte über Todesfälle gesammelt und ein "beunruhigendes Muster" festgestellt:

Menschen betreten den Wald, schlagen Holz oder suchen Honig, machen also Lärm - und innerhalb einer halben Stunde kommt der Angriff. "Man kann das nur als Jagd bezeichnen." Aber wieso sind die Tiger in den Sundarbans zu Menschenfressern geworden?

Einige Wissenschaftler glauben, dass der Salzgehalt des Wassers die Tiere aggressiver mache als ihre Artgenossen.

Doch dafür spricht nur, dass mehr Menschen im Westen der Sundarbans umgebracht werden als im Osten, wo die Salinität geringer ist.

Andere Forscher spekulieren, dass den Tigern in den Sundarbans die kollektive Erfahrung des Gejagtwerdens fehle, sie also keine Furcht entwickelt hätten. Im unzugänglichen Tidenland haben Jäger und Elefanten nie Tiger vor sich hergetrieben wie in den Reservaten indischer Maharadschas.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Raubkatzen kennen den Mensch nicht als Feind - nur als Beute. Schrecken auch nicht davor zurück, ihr Opfer aus einer Menschengruppe zu reißen, mit einem Biss zu töten und den Körper durchs Unterholz zu schleppen, so geschickt, wie ein Fischer berichtete, "dass kaum ein Ast geknickt war".

Anwars Frau hatte zwei Tage zuvor ihre eigene Theorie formuliert: Die Tiger würden Menschen auflauern, weil sie auf den Geschmack von Menschenfleisch gekommen seien.

Letztlich, sagt Barlow, gebe es für keine dieser Theorien Beweise. Da sind nur die Toten. An diesem Morgen, berichtet er, habe es in der Khulna Range, rund 50 Kilometer entfernt, einen jungen Mann erwischt.

Die Honigsammler schlafen schlecht in dieser ersten Nacht. Windstill ist es, schwül und noch nach Mitternacht weit über 30 Grad warm. Die Männer wälzen sich hin und her auf ihren dünnen Baumwolltüchern, die ihnen als Handtuch, Matratze und Lendentuch dienen.

Moskitoschwärme umdröhnen ihre kastenförmigen Insektennetze derart dicht, dass die Männer wie in flirren- den, schwarzen Särgen begraben liegen.

Eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang erwacht der Dschungel, mit Zirpen, Summen, Zischen, aus dem die hellen Rufe der Eisvögel stoßen, das Gekreis der Makaken.

Noch in der Dunkelheit lassen sich die Männer ins Wasser gleiten, tauchen unter, waschen sich; andere kauern nass auf den Brettern des Bootes und putzen sich die Zähne mit Stäben aus Neemholz.

Nach dem Morgengebet schaufeln sie die Essensreste vom Abend in ihre Emailschüsseln, vermischen sie mit Wasser und roten Schoten, die Anwar herumreicht. Die Schärfe der Chilis katapultiert sie in den Tag.

Kurz nach sechs landen sie an der Mündung eines Nebenflusses an.

Sie kämpfen sich durch den schmatzenden Schlamm des Ufers, bis sie die Böschung erreichen. Mustafa dreht sich zu Anwar um, sagt, wo er warten solle.

Der Shajoni, der Anführer, bestimmt den Weg. Auf ihm lastet die Verantwortung für die Gruppe, einen höheren Anteil am Erlös erhält er dafür nicht.

Ein paar Meter stapfen sie gemeinsam durch brusthohes Gestrüpp, das Tigerfarn heißt, angeblich weil seine gelben Blätter vor dunklem Hintergrund wie das Fell der Katze schimmern.

Andere erklären den Namen damit, dass sich Tiger gern in dem undurchsichtigen Blattwerk verstecken. Dann schwärmen die Männer aus, und schon nach wenigen Schritten kann Mustafa die drei zu seiner Linken und die vier zu seiner Rechten nicht mehr sehen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Er legt den Kopf zurück, stößt einen tiefen, kehligen Laut aus, und wie ein Echo schallt es von beiden Seiten zurück.

Der Ruf ist Mustafas Radar im Wald. Prescht einer der Sammler zu weit vor, ermahnt er ihn "t hare kat o!", langsamer. Driftet einer ab, "bar de kat o!", nicht zu tief.

Kniehoch und so eng wie auf dem Nagelbrett eines Fakirs ragen die Pneumatophoren der Mangrovenbäume aus dem matschigen Boden: himmelwärts gerichtete Atemwurzeln, mit denen sich die Bäume mit Sauerstoff versorgen, auch wenn bei Flut Land unter herrscht.

Schlingpflanzen, dünn wie Draht und ebenso fest, schneiden den Männern in die Beine. Silber leuchten die Blätter der Gewa-Bäume im Unterholz auf; viele Mangrovenarten sondern das Salz, das sie mit dem Wasser aufnehmen, über Blätter als metallisch glänzende Ausscheidung wieder ab.

Der Boden, in den Mustafa bei jedem Schritt einsinkt, ist immer in Bewegung:

Hunderte von kleinen Krebsen huschen im Seitwärtsgang zwischen den Wurzeln umher. Manchmal erwacht ein Ast zum Leben und windet sich fort. Die meisten Schlangen der Sundarbans sind harmlos, aber es hängen manchmal auch Vipern in den Bäumen, deren Biss tödlich ist.

Und gelegentlich stoßen die Honigsammler auf scheue Königskobras, mit drei bis fünf Meter Länge die mächtigsten Schlangen in den Sundarbans neben den Pythons. Und die giftigsten.

Plötzlich tönt aus dem Wald: "Wir sehen Bienen." Und noch bevor die anderen Honigsammler aufgeschlossen haben: "Allah, allah, bolo." Ich rufe den Namen des Herrn. Das erste Bienennest!

Es hängt in zwei Meter Höhe in einem Sundaribaum, ein halbrunder Laib von gut einem Meter Durchmesser, schwarz umhüllt von den Insekten.

Apis dorsata, die Riesenhonigbiene, misst eine halbe Daumenlänge und gilt als viel aggressiver als ihre europäische Verwandte. Schwadronen von Wächterinnen verfolgen Angreifer oft über weite Strecken, stechen dutzend- oder hundertfach zu.

Tausende von Arbeitsbienen jeder Kolonie betreiben Arbeitsteilung: Einige kühlen mit ihrem Flügelschlag die Brut, andere verteidigen die Kolonie, indem sie auf beiden Seiten des Nestes mit ihren Leibern einen Schutzvorhang formen. Die restlichen Arbeiterinnen sammeln den Honig, bevorzugt den weißen Nektar der Khalshi-Sträucher.

Mustafa weist die Männer an, abgestorbene, trockene Äste von den Bäumen zu hacken und mit saftigen Blättern zu Bündeln zu schnüren. Dann ver mummen sie ihre Gesichter und zünden die Fackeln an.

Als die erste Rauchschwade den Stock trifft, explodiert die Luft mit zornigem Gebrumm: Tausende Bienen hüllen die Honigsammler ein, manche krabbeln hinter die Tücher, unter die T-Shirts, stechen zu. Der Großteil der

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Tiere aber ergreift die Flucht. Rauch ist für die Bienen das Signal, dass der Wald brennt.

Der einzige Grund für sie, die Kolonie aufzugeben.

Ohne die schützende Schicht aus Bienen leuchtet der Wabenfladen plötzlich milchig-weiß aus dem Dschungelgrün.

Einer der Männer zieht sich an dem Stamm empor und säbelt mit seinem Messer Streifen aus dem Wabenkamm.

Ein anderer hält ihm einen Alubottich entgegen und fängt die Wabenstücke mit dem tropfenden Honig auf.

Zwei Drittel des Kamms erntet der Sammler. Den Rest mit der Brut und einigen Waben lässt er hängen, damit die Bienen die Kolonie nicht aufgeben, sondern sofort wieder aufbauen. "Preise Allah und verbeuge dich vor den Füßen des Propheten", ruft Mustafa.

Nach drei Stunden Arbeit im Wald hievt er einen vollen Topf Honig an Bord. "Wieso hast du nicht regelmäßig das Horn geblasen?", ruft er Anwar zu. - "Ich hab euch doch immer gehört im Wald." - "Aber wir dich nicht!" Zu hören, dass das Boot in der Nähe liegt, die Anwesenheit der anderen zu spüren ist wie eine Lebensversicherung.

Ein-, zweimal in der Woche kommt es vor, dass Angst einen von ihnen übermannt, dass er keinen Schritt mehr gehen kann, Augen sieht, die ihn aus dem Dickicht anstarren. Dann eilen die anderen zu ihm, nehmen ihn in ihre Mitte, beruhigen ihn.

Fast jeder von ihnen hat schon Tiger gesehen, manchmal in nur 20, 30 Meter Entfernung. Und nur deshalb überlebt, weil er ruhig geblieben und gegen den Instinkt nicht losgerannt ist. Flucht löst selbst bei einem satten Tiger den Jagdinstinkt aus.

Die Tiere sind, so hat Adam Barlow es erklärt, "opportunistische Killer": Sie erledigen ihre Beute, wann immer sich ihnen die Gelegenheit dazu bietet.

Kurz nach Sonnenuntergang bricht innerhalb weniger Minuten die Nacht über den Wald herein. Ein gewaltiger Sternenhimmel spannt sich auf über den Sundarbans, vom Meer her frischt es kühl auf. Die Zyklon-Saison beginnt im April, innerhalb weniger Stunden können sich verheerende Stürme zusammenbrauen.

Mit nackten Oberkörpern, nur in ihre Lungis gewickelt, sitzen die Honigsammler im Boot. Sie zittern vor Kälte.

Ihre Hemden und Hosen liegen noch zum Trocknen auf dem Verdeck. Mit schnellen Paddelschwüngen kämpfen die Männer gegen die Kälte an.

Mustafa steht am Ruder und weicht langsam drehenden Kreiseln aus, die im Mondlicht auftauchen: tückische Strudel, die entstehen, wenn kaltes Meerwasser plötzlich durch eine Schicht wärmeren Flusswassers nach unten sackt. Es sollen schon Boote darin verschwunden sein.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Am rechten Ufer passieren sie einen Baum, in dem ein T-Shirt hängt. Mit zerfetzten Kleidungsstücken werden jene Orte markiert, an dem die Opfer von Tigern gefunden wurden. Keiner geht dort an Land.

Eine halbe Stunde später ankern die Männer neben einer Sandbank, außer Sichtweite der Piraten, außer Sprungweite der Tiger.

Der Nachmittag war erfolgreich, in einem Alugefäß knetet Mustafa die Waben, drückt allen Honig aus dem Wachs und filtert die milchig-gelbliche Flüssigkeit durch ein Tuch in einen Kanister.

Auch das Wachs, das er zu runden Klumpen formt, werden sie später verkaufen.

Eine Firma in der Hauptstadt Dhaka vermarktet Sundarbans-Honig mit dem Hinweis auf seine besondere Reinheit und die Gefahr des Sammeln. Viele bezweifeln aber, dass es sich bei der Ware tatsächlich um Honig aus den Tiger-Sümpfen handelt. Der nämlich fermentiert schnell und wird eigentlich nur in kleinen Mengen verkauft, in Colaflaschen und Ölkanistern. Zu 200 Taka das Kilo, rund zwei Euro. Die Menschen vermischen ihn als Nachtisch mit kaltem Reis oder kochen ihn mit Wasser und Zitronensaft auf.

Nach dem Abendessen hüllen sich die Männer in ihre Tücher. Dann beginnt Anwar zu singen, mit seiner tiefen, klaren Stimme, die zu den Sternen aufzusteigen scheint. Die anderen schmiegen sich aneinander, blicken in das Dickicht, auf diese brütende, schwarze Masse, in die sie morgen früh wieder steigen werden.

Und Anwar singt: von der Verzweiflung eines Ruderers in den Sundarbans, von einer Braut, die in einer Monsunnacht abgeholt wird, von der Tochter des Schlangenbeschwörers . . . Als er verstummt, legt sich Schweigen über das Boot. Zwei Zigaretten glühen in der Dunkelheit auf, kleine Wellen schlagen gegen die Bordwand.

Vom Ufer hören sie ein leises kui-kuikui. Es ist der Warnruf eines Axishirschen.